9

Die Paracelsus-Ausstellung der Basler Universitätsbibliothek

von

Karl Schwarber

Separatdruck aus dem «Schweizer Sammler», Heft 9/10, 1941

94209

B. exin. Pan

Als der Vorsitzende der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Herr Professor J. Strohl, vor einigen Monaten an die Türe der Basler Universitätsbibliothek pochte und die Frage vorlegte, ob wir im Rahmen der vom 6. bis 8. September in Basel tagenden Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft das Andenken des Paracelsus durch eine Ausstellung ehren wollten, konnte er ein Jawort mit nach Hause nehmen, das in die freundlichste Bereitwilligkeit eingehüllt war. Schon lange vorher waren wir zum Schlusse gelangt, dass Basel den vierhundertsten Todestag dieses Grossen im Reich der Medizin nicht ausschliesslich mit einigen rasch vernommenen und ebenso rasch entschwindenden Vorträgen und Zeitungsartikeln begehen durfte. Wir sahen in Gedanken die stattliche Zahl ursprünglicher Dokumente aus den Basler Tagen des Wunderarztes, die wohlverwahrt in den Schränken des Staatsarchivs und unserer Bibliothek ruhten und geradezu darnach drängten, bei dieser Gelegenheit ans Licht gezogen und zum Reden gebracht zu werden. Wir dachten ferner daran, dass wir auf dem Gebiet der Paracelsusforschung im Vergleich zu andern Schwesteranstalten als beati possidentes zu gelten haben; und ganz aus der Ferne sprach die Empfindung mit, dass Basel in diesem Gedächtnisjahr durch eine besonders anschauliche Geste versuchen sollte, ein klein wenig gutzumachen, was den Vorvätern nach allgemein gültiger Meinung eher schlecht geraten war.

Wenn daher neben Einsiedeln, dem Geburtsort, und neben Salzburg, dem Sterbeort, eine weitere Stätte im ausgedehnten Lebensraum des Paracelsus das Recht und die Pflicht besass, dem «Lutherus medicorum», wie ihn die Zeitgenossen nannten, durch eine Ausstellung ein vielbeachtetes Erinnerungsmal zu setzen, so war es zweifellos Basel, wo er das einzige Mal in seinem stürmischen Erdenlauf länger gerastet und öffentliche Aemter bekleidet hatte. Darin ist auch der Grund zu suchen, warum kein anderes Gemeinwesen so viele Dokumente von ihm und über ihn besitzt wie Basel. Diese Tatsache hat uns ermutigt, unsere Ausstellung nicht über die ganze Weite des paracelsischen Lebensganges und Lebenswerkes auszuspannen. Wir sonderten davon ein kleines, aber dramatisch bewegtes und daher packendes Stück ab und überschrieben es mit dem Titel: Paracelsus und Basel. Dieses biographische Teilstück ist begrenzt durch die Daten zweier Aufenthalte: Sommer 1526 und März 1527 bis Februar 1528. Was ausserhalb Basels geschehen ist, die Wanderungen des unsteten Feuerkopfes über Höhen und Tiefen — wobei mehr Tiefen zu bewältigen waren, die Erzeugnisse seines Forschens, die er bei diesem Peregrinieren zu Papier gebracht oder von plötzlicher Eingebung getrieben seinen Famuli in überstürzter Hast in die Feder diktiert hat, alles das liessen wir unberücksichtigt. Die starre Einschränkung auf Basel führte zum annehmlichen Ergebnis, dass die Ausstellung eine Geschlossenheit erreichte, die jede Verwirrung von vornherein vermied und auf den Besucher wohltuend wirkte. Wir nahmen dabei gerne den Vorwurf in Kauf, etwas an der Oberfläche geblieben zu sein. Die neuen Wege, die Paracelsus auf dem Felde der Medizin angelegt hat, die ungeheure Spannung zwischen seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen und Methoden einerseits und der scholastischen Ueberlieferung des Mittelalters anderseits, wurden nur in wenigen Hauptpunkten erläutert. Einem gründlicheren Eingehen auf seine Schriften, auch auf die in Basel zu Tage getretenen, wichen wir bewusst aus. Einer derartigen Aufgabe hätte höchstens ein gewiegter Medizinhistoriker genügen können, und auch dieser nur in der wenig befriedigenden Voraussicht, dass die Ausstellung

von einer winzigen medizinisch geschulten Elite verstanden worden wäre, nicht aber von den mehr als zweitausend Besuchern, die sich in der Zeit vom 7. bis 28. September erfreut über die Vitrinen gebeugt haben.

Die Schau bedurfte keiner Führung durch das gesprochene Wort. Die Gegenstände waren in einen knappen, aber fortlaufenden Text eingebettet, so dass der Besucher beim Abschreiten der numerierten Kästen und beim Lesen der Beschriftung eine lückenlose Uebersicht empfing über die Wirksamkeit des Paracelsus in unserer Stadt, sowie über den Nachhall, den seine Tätigkeit im Basel des 16. Jahrhunderts gefunden hat. Im Grunde genommen war die Schau nichts anderes als eine durch die Gegenstände selbst illustrierte Broschüre. Die Zusammenstellung und Aufteilung der Dokumente bot keine Schwierigkeiten. Wir verliessen uns dabei auf den Ariadnefaden der Chronologie. Daraus lösten sich mühelos sieben Abteilungen ab, eine erste, einleitende, die mit der geographischen und bildlichen Schilderung der Geburtsstätte des Paracelsus anhob und dann mit einem mächtigen Sprung von zwei Jahrzehnten nach Strassburg hinübersetzt; Strassburg, das als Ausgangspunkt für die erste Fühlungnahme mit Basel gedient hat. In Strassburg, wo Paracelsus von der damals in Blüte stehenden Chirurgenschule zur Niederlassung verlockt wurde, erreichte ihn im Sommer 1526 der Auftrag zur Behandlung des schwerkranken und von den heimischen Aerzten zur Amputation eines Fusses verurteilten Buchdruckers und Verlegers Johannes Froben (1460 bis 1527).

Hier fängt unsere zweite Abteilung an: Paracelsus reist nach Basel und heilt Froben innerhalb einer erstaunlich kurzen Frist. Frobens Haus zum Sessel am Totengässlein, der Fürstenhof der aufblühenden humanistischen Bewegung, entscheidet über das weitere Schicksal des Paracelsus. Er knüpft darin persönliche Beziehungen an zu führenden Männern der Wissenschaft und der Kunst, unter ihnen Erasmus von Rotterdam, Hans Holbein, Oekolampad. Auch Erasmus, der ständig leidende, heischt den Rat des erfahrenen Arztes. Der Briefwechsel, worin sich die beiden grossen

Geister einen Augenblick berühren, um dann dauernd auseinanderzugehen, liegt zur Einsicht auf, das merkwürdige, mit schwerverständlichen medizinischen Redewendungen durchsäuerte Schreiben des Paracelsus freilich nur in einem gut gelungenen photographischen Faksimile — das Original ist Eigentum der Breslauer Stadtbibliothek — und die als Handschrift verschollene Antwort des Erasmus in der ältesten gedruckten Quelle. Der Basler Reformator Oekolampad, der ebenfalls bei Froben mit Paracelsus zusammentraf und mit feinem Blick in diesem von seiner Kunst besessenen Mann nicht nur den überragenden Arzt, sondern sehr wahrscheinlich auch einen künftigen Verteidiger der neuen Lehre witterte, warf beim Rat der Stadt das ganze Gewicht seines Einflusses in die Waagschale, um Paracelsus als Stadtarzt und Hochschuldozent für Basel zu gewinnen. Im Februar oder März 1527 traf Paracelsus nach mehrmonatlicher Abwesenheit ein zweites Mal in Basel ein. Er geriet in eine Stadt, die eben aufs Empfindlichste von der Pest heimgesucht worden war, und in der die Sturmwinde der Reformation zu brausen begannen. Die Ausstellung kennzeichnete diese allgemeine Lage mit einigen zeitgenössischen Berichten und Urkunden.

Wir gelangen nun zur dritten Abteilung: Paracelsus als Stadtarzt und als Dozent an der Basler Universität. Die Vitrinen verschaffen hier ein eindrückliches Bild der äussern Umstände, unter denen Paracelsus verpflichtet worden war. Die Fronfastenrechnungen der damaligen Stadtverwaltung geben im gebräunten und zerbröckelnden Original Aufschluss über die Besoldungsverhältnisse. Paracelsus ward von den Baslern nicht übel gehalten. Er heimste jährlich, abgesehen von seiner Privatpraxis, 75 Pfund ein, eine Summe, die damals nur noch einem andern Dozenten ausbezahlt wurde, nämlich dem Professor der Rechte Bonifacius Amerbach (1495—1562), dem Sohn Johannes Amerbachs, des berühmten Buchdruckers und Mitbegründers des Amerbachschen Kabinetts, das später in die Universitätsbibliothek einging, und unter dessen Schätzen sich einige Briefe von der Hand des Paracelsus erhalten haben.

Nachdem die Vorläufer des Paracelsus im Stadtarztamt rasch erwähnt worden sind, kommen wir zu seiner Vorlesungstätigkeit im Wintersemester 1526/27 und im Sommersemester 1527. Das dritte Semester, Winter 1527/28, für das er bereits vorbereitende Arbeiten in Angriff genommen hatte, gelangte nicht zur Durchführung. Es scheiterte am Widerstand der Universität und an dem leidenschaftlichen Streit gelehrter und persönlicher Art, worin sich Paracelsus mit seinen Gegnern nutzlos verkrallte und verbrauchte.

Die Darstellung der umfassenden Vorlesungstätigkeit des Paracelsus an der Basler Hochschule war für die Mediziner unter den Besuchern von besonderer Anziehungskraft. Wir leiteten sie ein mit der «Intimatio», der Ankündigung der zu behandelnden Themen, die er zu Beginn seiner akademischen Tätigkeit als Flugblatt ausgehen liess. Der Einblattdruck ist leider nicht mehr aufzufinden. Wir mussten uns mit der Vorweisung der ältesten Wiedergabe begnügen. An die Intimatio reihen sich die Kolleghefte an, nicht etwa in der Originalschrift, die in keinem Fall auf unsere Zeit kam, sondern in späten Druckausgaben seiner Basler Schüler und Anhänger: Johannes Oporinus (1507—1568), Basilius Amerbach (1488—1535), Adam von Bodenstein (1528—1577). Die Ausstellung beruhte in diesem Teil ausschliesslich auf der Grundlage, die Karl Sudhoff mit seinem meisterlichen Blick für das Werk Hohenheims sicher und fest zusammengefügt hat.

Die folgenden Vitrinen veranschaulichen den Kampf zwischen der Medizinischen Fakultät und Paracelsus: die erste Eingabe des Paracelsus an den Rat, worin er sich bitter darüber beschwert, dass ihm die Fakultät die Rechte eines ordentlichen Professors vorenthalte, ferner das berüchtigte Pamphlet, das an einem Sonntagmorgen an verschiedenen Kirchenportalen klebte und die Lehrtätigkeit des revolutionären Dozenten in den Schmutz zog. Ein Exemplar dieses handgeschriebenen Machwerks, woran die Spuren des Anschlags deutlich zu sehen sind, ist von Karl Sudhoff im Basler Staatsarchiv aufgefunden worden. Beleidigt durch diesen feigen, unter dem Deckmantel der Anonymität vorgetragenen Angriff, reichte Paracelsus einen zweiten Protest an den Rat ein mit

der Forderung nach harter Bestrafung des Täters. Die Behörde blieb stumm. Die zornmütige Stimmung, in die Paracelsus durch diese ungerechte Behandlung geriet, ward noch gesteigert, als er bei einer Honorarforderung, die sich zu einem Gerichtsfall auswuchs, den Prozess verlor. Darauf streute er, wie der Basler Chronist Wurstisen so hübsch erzählt, «böse Karten» aus. Dem Zugriff des Rats entzog sich Paracelsus anfangs Februar 1528 durch die Flucht nach Kolmar, blieb aber in brieflicher Verbindung mit seinem Freund Bonifacius Amerbach. Dieser kurze Briefwechsel, der viel aufschlussreiches Material zum Fall Paracelsus enthält, ist ebenfalls im Original ausgelegt. Damit endete der Aufenthalt des Paracelsus in Basel.

In einer vierten Abteilung zeugen die unmittelbaren Basler Schüler des Paracelsus für ihren Meister; jene Männer, die zu Füssen Hohenheims gesessen haben und mit eifrigem Stift seinem Vortrag gefolgt sind: Oporin und Basilius Amerbach. Ein Hinweis auf Salzburg, den Todesort, beschliesst diese Gruppe.

Die fünfte Abteilung behandelt die Ausstrahlung der paracelsischen Lehren in Basel und an der Basler Hochschule im Laufe des 16. Jahrhunderts. Die Anhänger des Paracelsus mussten sich ducken, soweit sie an der Universität zum Wort kommen wollten. Die Drucker und Verleger der Stadt hingegen atmeten eine freiere Luft und schoben in verblüffender Zahl eine Paracelsus-Schrift nach der andern unter ihre Pressen, allen voran Peter Perna, der in seiner Offizin Freunden und Gegnern weitherzig die Türe öffnete.

Die Einstellung der Universität gegenüber Paracelsus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird durch zwei merkwürdige Histörchen charakterisiert. Als Josephus Quercetanus, Baron de la Violette, aus der Gascogne, später Leibarzt König Heinrichs IV. von Frankreich, im Jahre 1575 in Basel zu promovieren beabsichtigte, wagten die Ordinarii der Medizin dem offenkundigen Paracelsisten dieses Begehren nicht abzuschlagen, umgaben jedoch die Prüfung und die Abnahme des Eides mit dem Schleier des Geheimnisses. Die Promotion wurde unter Ausschluss der Oeffentlichkeit in der Privatwohnung des Professors Theodor Zwinger vollzogen.

Die gleiche Erfahrung musste 16 Jahre später ein anderer Jünger des Paracelsus an sich erleben: Bernard Penot aus Porte Sainte-Marie an der Garonne. Als er in seinen Studien soweit gediehen war, um nach dem begehrten Hut greifen zu können, nahm ihn der aufgeklärte Geist Felix Platter in sein Haus und kreierte ihn unter Assistenz seiner Fakultätsgenossen sans tambour ni trompette zum Doktor der Medizin.

So geisterte noch lange nach ihrem Tode die mächtige Persönlichkeit des Paracelsus als Schreckgespenst durch die Hörsäle der Universitäten, jener Universitäten, deren Lehrweise er freilich wie nie zuvor ein Wissenschaftler mit der beissenden Lauge seines Spottes überreichlich begossen hatte. Erst dem 19. Jahrhundert, und hier vor allem Karl Sudhoff, blieb es vorbehalten, den wahren Paracelsus aus dem Wust falscher Anschauungen und Verleumdungen zu befreien, die Kerne von der Spreu zu sondern, und in objektiver Forschung ein gerechtes Urteil vorzubereiten.

In einer sechsten Abteilung treten jene Basler auf, die sich an dieser Forschung gegen Ende des 19. Jahrhunderts und später mit Erfolg beteiligt haben: Friedrich Fischer (1801—1853), Moritz Roth (1839—1914) und Albrecht Burckhardt (1853—1921).

Eine siebente und letzte Abteilung fasst die Ikonographie des Paracelsus zusammen. Sie schildert nach Typen geordnet alle bekannten Bildnisse Hohenheims, unter ihnen hauptsächlich die grundlegenden Darstellungen Scorels, Tintorettos und Augustin Hirschvogels. Unter ihnen erregte der von Holbeins Hand stammende Mann mit dem Schlapphut, den Sudhoff mit Paracelsus zu identifizieren versuchte, Aufsehen und lebhafte Diskussionen.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b30631701